

nismus das italienische Barock durch die Jesuiten und die älteren Orden wie in der Baukunst, so auch in der Dichtung eifrig gepflegt wurde und in Österreich eine eigenartige barocke Volksliteratur hervorrief. Auch mit den französischen Vorbilder nachahmenden Renaissancebestrebungen der nördlichen und mittleren deutschen Lande blieb der Süden in Fühlung. Weder die Richtung der ersten Schlefier noch die der zweiten blieben hier ohne Wirkung und gegen die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts hin siegte auch in Österreich, besonders durch den Prinzen Eugen, der französische Klassizismus über das Barock, die italienische Oper nahm allmählich den Charakter der französischen Tragödie an. Damit war, nachdem die Schweiz schon früher in den Gang der Literatur wieder eingegriffen hatte, die Vereinigung aller deutschen Länder zu poetischem Schaffen angebahnt.

Als eine der Hauptursachen, warum die poetischen Talente im siebzehnten Jahrhundert so wenig Großes geschaffen haben, läßt sich der Mangel an einer die zersprengten poetischen Kräfte einigenden Hauptstadt anführen, in der sie sich durch persönliches Wettstreiten gesteigert und gefunden hätten, was sie zu ihrem Schaffen brauchten, Anregung und Teilnahme eines großen Publikums. Die Bemühungen einzelner kleiner Fürstenhöfe genügten nicht, die deutsche Literatur auf die Höhe zu heben, deren sie sich in London oder Paris erfreute. Auch die deutschen Dichter fühlten, daß nur eine Hauptstadt der Literatur eine bedeutsame Stellung und ihren Schöpfungen den rechten Schwung geben könne. Geeignet dazu erschien ihnen die Kaiserstadt an der Donau. Zu ihr traten denn auch die Führer des Geisteslebens in Deutschland in Beziehung; der Hofpoet Heräus wollte sie nach dem Vorbilde der deutschen Sprachgesellschaften zum Mittelpunkt einer deutschübenden Gesellschaft machen und Leibniz hegte den Plan, sie zum Hauptsitze des Geisteslebens Deutschlands zu erheben. Und in der Tat war Wien die einzige Stadt, die für solche Bestrebungen eine Pflanzstätte hätte bilden können. Durch Einwohnerzahl die anderen Städte überragend und allein vom Kriege verschont, hätte sie das für die Dichter als Hintergrund notwendige Publikum geboten; durch Größe und Glanz des Hofes, Reichtum und Ansehen des Adels wären sie in ihrem Schaffen gefördert worden und die weltgeschichtliche Bedeutung der Stadt als Hüterin der europäisch-christlichen Kultur gegen die Osmanen und als Vormacht gegen die Weltherrschaftsgelüste Frankreichs hätte den Poeten ein höheres Ziel gesetzt. Außerdem wären auch andere Bedingungen für eine gedeihliche Entwicklung der Dichtung vorhanden gewesen. Noch wirkte der Humanismus, der in Wien geblüht hatte, fort in den Gelehrten Athanasius Kircher und Peter Lambeck und für die Musik hatte die alte Musikstadt die Grundlage geschaffen, auf der die deutsche Musik zur Klassizität emporstieg. Daß trotz alledem die Verwirklichung des angestrebten Planes zum Schaden des geistigen Lebens in Österreich und in Deutschland nicht zustande kam, lag in der Verschiedenheit der religiösen Weltanschauung beider und in der politischen Zersplitterung Deutschlands begründet.

### 1. Die Vorläufer der deutschen Renaissancepoetik. Die Sprachgesellschaften.

Die deutschen Gelehrten hatten auf ihren Reisen in Italien, Frankreich und in den Niederlanden gesehen, daß ihre Fachgenossen zwar den antiken Geist in die Literatur aufgenommen haben, aber doch in der Volkssprache schreiben und diese veredeln. Auch der literarische Verkehr mit den genannten Ländern mußte den Deutschen den gewaltigen Abstand in der Geltung ihrer einheimischen Literatur von der ausländischen zum Bewußtsein bringen und sie mit dem Wunsche nach einer Renaissancepoetik in deutscher Sprache statt der lateinischen erfüllen. So fragte bereits 1601 Theobald Höck in seiner Gedichtsammlung *Schönes Blumenfeld*: „Warumb sollen wir den unser Teutsche Sprachen In gewisse Form und Maß nit auch mögen machen Und Deutsches Carmen schreiben, Die Kunst zutreiben (angesehen machen) Bey Mann und Weiben?“

Nicht durch die Pflege fremder Sprachen hätten die alten Dichter Ovid und Vergil „so künstlich Vers und Meisterstück getrieben“, sondern in der eigenen Mutterzunge. Nun dürfe sich freilich niemand

einen Poeten nennen. „wer d' Griechisch vnd Lateinisch Sprach nit kennet“, aber über der sehr lobenswerten Beschäftigung mit den fremden Sprachen sollten die Deutschen nicht zu bescheiden von der eigenen denken, denn sie gestatte, daß wir darin allerlei Materien „so wol und artlich“ als im Italiänischen und Französischen behandeln können. Höck will neue Stoffe in die deutsche Dichtung einführen, um die „lähren Fabeln“ zu verdrängen. „darin du vmb sonst die Kunst willst ergrabeln“, als da seien: Schimof und Ernst, das Kollwagenbüchlein, die Gartengesellschaft, das Nachtbüchlein, Wendunmuth, Fortunat, Faust, der Pfaff vom Kalenberg, der Hirnen Seyfried mit seinem kleinen Zwerge, Marfolf, der Eulenspiegel, die Centonovellen, das Narrenschiff, Pantagruel und „Aller Prack kmeter“, womit er wohl auf die in Fischarts „Aller Pracktif Großmutter“ verspottete Kalendermacherei anspielt.

Und doch steht Höck in seinem Dichten trotz allen seinen Neuerungen mit „der alten Welt“, insbesondere mit den Meisterfingern, noch im Zusammenhange, an deren Singschulen er teilnahm, ehe er dem politischen Leben sich widmete. Geboren 1573 in der Umgegend von Zweibrücken in der Rheinpfalz, genoß er eine sorgfältige Erziehung, lernte auf seinen Reisen die klassischen und lebende fremde Sprachen und hatte schon verschiedenen deutschen Fürsten, auch dem Kaiser Rudolf II., gedient, ehe er an den Hof des Peter Wolf, des letzten männlichen Sprossen der Rosenberg, nach Wittingau in Böhmen kam. Als dessen Sekretär wurde er in die leidenschaftlichen religiösen und politischen Kämpfe verwickelt, die unter Kaiser Rudolf II. entbrannten und in ihrem weiteren Verlaufe zur Einsetzung des kalvinischen Kurfürsten Friedrich V. von der Pfalz zum König von Böhmen („Winterkönig“) und zur Schlacht am Weißen Berge (1620) führten. Wann er sein vielbewegtes, in den letzten Jahren durch allerlei Mißgeschick verbittertes Leben beschloß, wissen wir nicht; einzelnes davon können wir aus seinen Gedichten entnehmen, denn sie sind wirklich erlebt, das Spiegelbild eines an Enttäuschungen und Leiden reichen und nur selten von der Sonne des Glücks beschiienenen Lebens.

Es weht ein pessimistischer Zug durch alle seine Gedichte und nur selten erklingen Töne lebensfrohen Humors. Überall aber offenbart sich der echte Lyriker, der mit seinem subjektiven Denken und Empfinden die Welt und die Dinge ergreift und durch dieses Herausstreten des Dichterindividuums allein schon den Beginn einer neuen Kunstlyrik ankündigt. Deren Notwendigkeit hat er als einer der ersten gefühlt und auch den ersten Versuch gemacht, sie nach fremden Vorbildern zu schaffen. Und nicht bloß die Mannigfaltigkeit des Inhalts der romanischen Dichtung hat er in die deutsche eingeführt, sondern auch deren Form nach jener zu läutern begonnen. Darin liegt seine literaturgeschichtliche Bedeutung, und wenn auch der Bau seiner Gedichte noch weit von den Kunstregeln Opizens und von einer regelmäßigen Anwendung der poetischen Technik des Auslandes absteht, so kommt Höck doch über den bloß rhythmisierenden Versbau hinaus, wie er denn auch statt der künstlichen Reimverfächränkungen der Meisterfinger für die Strophenbildung lieber fremde Muster wählt. Seine Begeisterung für die Hebung der deutschen Literatur und Sprache zeigt er auch in einer Reihe von allerdings recht meisterfingerlich gereimten Gedichten, in denen er unter Benutzung von Aventins bayerischer Chronik und einer anderen Quelle über der alten Deutschen Gesetz und Sitten berichtet und mit sichtlich Liebe bei der deutschen Sprache und Schrift verweilt. Armins Verherrlichung war in der Renaissancezeit allgemeine Gepflogenheit. Die Römer, in allem die Vorbilder der Gelehrten, haben zuerst es getan und die Deutschen, hierin voll stolzen Selbstbewußtseins, folgten Tacitus, dem Lobredner deutscher Sitte. So haben seit dem sechzehnten Jahrhundert Dichter, Historiker und Staatsmänner die alten Germanen verherrlicht; bei Opiß, Mojscherofsch, Schottel und Lohenstein erklingt der Ton wieder und er setzt sich fort in Bodmers und Klopstocks Dramen, bis die strenge Wissenschaft dem barocken poetischen Schwärmen ein Ende machte.

Sonderbarerweise war Höck mit seinen bescheidenen poetischen Reformbestrebungen seinen Nachfolgern nicht bekannt oder ward doch von keinem genannt und anerkannt. Wenige Jahre nach der Veröffentlichung seines „Blumenfeldes“ trat ein Schwabe auf, der mit größerer Bestimmtheit die deutsche Dichtkunst in die Bahnen der Renaissance zu lenken suchte. Es war dies Georg Rudolf (Rodolf) Weckerlin, von dem noch 1650 der Pfälzer Mojscherofsch rühmend sagt: „Der redlicher vnd vmb vnser Teutsche Sprach hochverdienter Rodolff Weckerlein, welcher

wie auch Herr Isaac Habrecht, lange Zeit vor dem sonst ewig lobwürdigen Herrn Opitz, die teutsche Sprach mit zierlicher eygenfindiger Reymen-Kunst herrlich gemacht haben.“ Und in der That hat Weckherlin die später durch Opitz und seine Anhänger zur Mode gewordene Poesie begründet, zwar noch nicht durch formelle Behandlung des Verses oder der Sprache, aber doch dadurch, daß er mit vollem Bewußtsein den volksmäßigen Charakter aufgab und wie Horaz, „gar nicht allen“, sondern nur „wenigen“ gefallen wollte. Diese aber suchte er in den bevorzugten Klassen der Gesellschaft und daher zielte sein Streben dahin ab, nach Art der an den ausländischen Höfen gepflegten Renaissancepoesie in den Landessprachen auch die deutsche Dichtung hoffähig zu machen. Darum fleht er die Muse an, „seine Worte so zu stellen, daß sie die götter selbst ergözen.“ Unter den Göttern aber und Göttinnen, Helden und Nymphen verstand er die hochweisen Fürsten und Fürstinnen, die Gelehrten und Gebildeten. (Abb. S. 470.)



Georg Rudolf Weckherlin.  
Nach D. M. Wytens gestochen von  
W. Voithorne.

Schon in seiner Jugend war Weckherlin zu den Göttern dieser Erde in Beziehung getreten. Denn 1584 aus einer vom Kaiser Rudolf II. geadelten Familie in Stuttgart geboren, knüpfte er bereits in Tübingen, wo er den Rechtsstudien oblag, mit verschiedenen Prinzen und anderen vornehmen jungen Herren, die das mit der Universität verbundene Collegium illustre besuchten, für seine Zukunft förderliche Verbindungen an. Wahrscheinlich in einer diplomatischen Sendung ging er, nachdem er sich zuvor in Mittel- und Norddeutschland umgesehen hatte, 1606 nach Frankreich und lebte dann drei Jahre in England, wo er mit den adeligen Kreisen und dem Hofe, insbesondere mit der Prinzessin Elisabeth, der nachmaligen Gemahlin des Kurfürsten Friedrich V. von der Pfalz, viel verkehrte. Die im Auslande erworbene Sprachkenntnis verschaffte ihm gegen 1616 eine Stelle als Sekretär und Dolmetsch am Hofe zu Württemberg, dessen Regierung sein ehemaliger Studiengenosse Johann Friedrich übernommen hatte. Als aber mit der Vertreibung des „Winterkönigs“ aus Böhmen auch die protestantischen Höfe des Südwestens mitbetroffen wurden, ging Weckherlin um 1620 nach England und wirkte hier in einer für das Land so stürmischen Zeit als Unterstaatssekretär unter vier „fürnembsten“ Staatssekretären. 1649 folgte ihm in dieser Stellung der berühmte Dichter Milton; als jedoch dieser allmählich erblindete, wurde er ihm 1652 als Assistent beigegeben. In dem darauffolgenden Jahre ist er in London gestorben.

Weckherlin fühlte sich zum Reformator der deutschen Poesie berufen und hoffte schon 1610 durch seiner Ode Süßigkeit „die Torheit derer kund zu machen, die mit schimpf und unsinnigkeit die teutsche Poesie verlachen“. Apollo (Montmartin) habe ihn bestimmt, daß er sich unterfing, „der erst mit ungezwungenem klang, die götter auf der Griechen saiten teutschlieblich spielend auszubreiten.“ Seine natürlichen Talente, seine Gelehrsamkeit, sein Bildungsgang, die Kenntnis fremder Sprachen und der höfischen Renaissancepoesie des Auslandes wie sein westmännisches (galantes), im Verkehr mit großen Herren, Fürsten und Königen gelerntes Auftreten machten ihn zu dem geeigneten Manne, auch an den deutschen Höfen der neuen Kunst Geltung zu verschaffen. Deren Wertschätzung von seiten der Adelligen hatte er während seines Aufenthaltes in der Fremde kennen gelernt und es ließ sich erwarten, daß auch die höfischen Kreise in Deutschland ihr gern ein Heim bereiten würden. Denn durfte man auch den „Göttern, Helden und Nymphen“ beim persönlichen Verkehr nur mit der französischen, italienischen und englischen Sprache nahen, so war es ihnen doch erwünscht, wenn bei prunkvollen Hoffesten die Dichter dem über fürstliche Verschwendung und Exzesse seufzenden Volke durch Beschreibungen und Gedichte in deutscher Sprache zu Gemüte führten, daß in den prächtigen Aufzügen, Ringelrennen,

Stechen und Schmäusen der eigentliche Ruhm seiner irdischen Gottheiten bestehe. Derartige Festlichkeiten nun hat Weckherlin mit Gedichten ausgestattet, in denen die deutsche Sprache zum ersten Male hoffähig erklang, und bald konnte man auch an Dichtungen, die nicht zu einem Festaufzuge gehörten, die „neue Kunst“ bewundern. Ihr Wesen bestand nicht in dem schöpferischen Walten der Phantasie, noch in der Tiefe und Fülle der Empfindung, sondern in geistreichen Gedanken und Wendungen, in überraschenden Zusammenstellungen von Ausdrücken und Bildern, in klugen Erfindungen und gelehrten Anspielungen auf die antike Mythologie, in einer gewählten Sprache und in einem kunstvollen Strophenbau statt der alten Reimpaare.

Für die Strophen- und Versformen lieferte ihm durchweg die Renaissancepoesie, insbesondere die französische, die Muster. Es sind allerlei Strophenformen, die er anwandte oder zuerst in die deutsche Dichtung einführte; neben einfachen lyrischen Formen finden wir die pindarische Ode, die Sestine, das Rondeau und besonders oft das Sonett, dem er nach einzelnen älteren Versuchen das Bürgerrecht in der deutschen Dichtung verschafft hat. Hier verwendet er den der französischen Poesie nachgebildeten Alexandriner, einen sechsfüßigen jambischen Vers mit einem Einschnitte in der Mitte, bedient sich aber seiner auch in anderen Strophenbildungen. Die Mehrzahl seiner Verse zeigt jambischen oder trochäischen Rhythmus, aber seine Verse ganz nach der von Opitz festgelegten Regel des regelmäßigen Wechsels von betonten und unbetonten Silben zu bilden, konnte er sich, obgleich er ihn in einem Sonette mit vollem Lobe begrüßte, nicht entschließen. Die Reformen des Schleglers aber drangen durch und Weckherlin war trotz der Bemühungen der aufrichtigen Lammengesellschaft in Straßburg schon in den vierziger Jahren in den Schatten gestellt und wurde nur in Süddeutschland, das seit 1624 auf lange Zeit seinen Einfluß auf die deutsche Literatur verloren hat, gelesen. Erst Bodmer und Herder brachten ihn als Dichter wieder zu Ehren und die neue Zeit hat ihn wohl überschätzt.

Die Höfe von Württemberg, Baden und der Pfalz waren die ersten, die dieser neuen Form der Poesie die Tore öffneten und statt der Pfründmeister, die bis dahin teils als Spruchdichter, teils als Lustigmacher in Gesellschaft der Diener ihres Amtes walteten, gelehrte Hofpoeten in ihren Dienst nahmen. In Stuttgart, wo er 40 Jahre früher lateinische Festgedichte vortragen hatte, besang 1616 Weckherlin die Taufe des Prinzen Friedrich in vierzehn Gedichten („Triumph“), denen verschiedene Hofgedichte, Cartellen und Erklärungen von Auszügen und Balletten folgten. Sie alle sind fremden, insbesondere französischen Mustern nachgebildet, wie sie Nonnard und Genossen verfaßt hatten, und wieder sind es die Dichter des Siebengebirns (S. 464), unter deren Einfluß seine Oden und Gesänge stehen, von denen der erste Band 1618, der zweite im folgenden Jahre folgte.

Da begrüßt er mit feierlichen Klängen, wie man sie bis dahin in Deutschland nicht vernommen hatte, „die glückselige Heimführung der Kurfürstin Elisabeth“ (1613), des „Wunders Albions“, denn „sie kam allein | mit keuschem unbeslecktem Schein | mehr dan Diana; und mit lehren | mehr dan Pallas; mit Lieblichkeit | mehr dan Cypris; mit Köstlichkeit | mehr dan Juno die Welt gewehren“. Er verherrlicht die Markgräfin zu Baden, den Markgrafen zu Hessen und andere große Herren, Gönner und fürstliche Frauen. Er besingt den „neuen Garten zu Stuttgart“, in dem die Herzogin Barbara Sophie die schönste Blume ist, gegen die alle anderen Blumen wie Gras erscheinen, er preist den Herzog Johann Friedrich und verheißt ihm ewigen, Erz und Marmorstein überdauernden Ruhm, wenn seine Kunst „die phöbische Saiten übergülbet“. Denn „der dundernde got, | sich zu retten von dem tod, | gab das Gold den potentaten — damit sie, den göttern gleich, | durch der Muselein wohlthaten | kämen nicht in Plutons reich, wie gemeinen solds Soldaten“.

Mit solchen Lob- und Brotgedichten hatte Weckherlin der Renaissanceedichtung in deutscher Sprache die Bahn gebrochen, und mit Recht konnte er in den Vorreden zu seinen 1641 und 1648 gesammelten geistlichen und weltlichen Gedichten den an Opitz sich anschließenden Oberhäuptern über die deutsche Poesie zurufen, daß viele seiner poetischen Stücke verfertigt worden seien, ehe man von der vermeinten Wissenschaft und Kunst jener etwas gewußt habe. Außer den Oden in ihrem erhabenen, oft gespreizten Stil sang Weckherlin auch Lieder voll tiefer Empfindung, so insbesondere jene, die seine Gefühle für Myrta (Elisabeth) zum Ausdruck bringen, die er aus England als Gemahlin heimführte. Dann wieder bildet er, wie später der Halleische Dichterkreis, anacreontische Trink- und Liebeslieder nach, oder schreibt Stücke im Geiste Horazischer Lebensweisheit, entwickelt aber zuweilen neben der hochstrebenden Auffassung und gewählten Ausdrucksweise auch starke Derbheit und Natürlichkeit und richtet gegen bestimmte Personen Epigramme voll Schärfe, der sogar das Hofleben nicht entgeht, wie er denn auch sonst bei aller

Lobhudelei den Fürsten ernst in das Gewissen redet. Außer der deutschen Sprache bediente sich Weckherlin der französischen, englischen und lateinischen für sein Dichten und in dem „Schwäbischen Bauern=Cartel“ hat er mit viel Geschick die schwäbische Mundart angewendet. Seine geistlichen Lieder sind zum größten Teile Bearbeitungen von Psalmen, doch gelang es keinem, in den Gemeindegesang aufgenommen zu werden. Mit den Tiden berühren sich durch innerliche Verwandtschaft zunächst die in Alexandrinerversen abgefaßten episch=lyrischen Preisgedichte, in denen er, obzwar in England lebend, seine Teilnahme an den Geschicken seines alten Vaterlandes während des großen Krieges bekundet, bald Deutschland zum Kampfe aufruft, bald die protestantischen Führer, vor allem Gustav Adolf, verherrlicht.

Weckherlin hat seinen Dichterruhm am Neckar und Oberrhein begründet und fast alle Anregungen zur Erneuerung der deutschen Poesie sind von den Gegenden am Mittel- und Oberrhein und von Schwaben ausgegangen. Die Nähe Frankreichs vermittelte gerade in jenen Landstrichen am leichtesten den Einfluß der romanischen Kunst und dieser war seit der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts um so reger, da die Höfe des reformierten Bekenntnisses, besonders Heidelberg und Kassel, seit dieser Zeit in engen politischen Beziehungen zu Frankreich standen; die Fürsten nahmen französischen Sold und sprachen französische Sprache, sie schickten ihre Söhne und ihren Adel an die französischen Universitäten, von denen sie nicht bloß die römische Rechtswissenschaft, sondern auch Frankreichs Sprache und Sitten heimbrachten. Nicht minder gerieten die Gelehrten unter des Nachbarstaates Einfluß und da war es von großer Wichtigkeit für die Entwicklung der deutschen Dichtung, daß in jenen Gegenden sich Poeten niederließen, die, den Vorrang der französischen Poesie gewahrend, es als Ehrensache betrachteten, eine deutsche Dichtung zu gründen, die deutsche Art und fremde Kunst in sich vereinigte. Heidelberg, wo das schönste Baudenkmal deutscher Renaissance, das Schloß, erstand, Konrad Celtes die Rhonana gegründet hatte und Wimphelings und Neuchlins humanistische Dramen aufgeführt wurden, bildete den örtlichen Mittelpunkt für den reformatorischen Dichterkreis, der um den als Gelehrten, lateinischen Dichter und Staatsmann berühmten Dichter Paulus Melissus (Schede) (geboren 1539 zu Mellrichstadt in Franken, gestorben 1602 als Bibliothekar in Heidelberg) sich schloß und den bewunderten Philologen Janus Gruterus, die kurfürstlichen Räte Petrus Denaisius (1560—1610), bekannt als Humanist und Poet, und Jörg Michael Lingelsheim zu seinen Mitgliedern zählte. Von ihnen dichtete Melissus neben lateinischen Poemen und deutschen Psalmenliedern (S. 377) auch weltliche Lieder in deutscher Sprache, die, frisch und innig, wie z. B. „Nöt Nöslein wollt ich brechen“, noch immer wirksam sich erweisen, und Denaisius schlug in seinem „Hochzeitlied“ denselben Ton des innigen Volksliedes an. Beide Dichter zeigen eben das richtige Renaissancebestreben, von der Volkspoesie aus eine lyrische Entwicklung, eine Verschmelzung nationaler Art mit dem neuen Ton zu versuchen. Melissus übersetzte die französischen Psalmen des Clément Marot mit Beobachtung der Cäsur (1572) und führte die Terzine in unsere Literatur ein. (Abb. S. 377.) Diese Anregungen wirkten auch in dem jüngeren Heidelberger Poetenkreise fort, der in Zinkgreff sein Oberhaupt und im Lingelsheimischen Hause seinen geistigen Sammelplatz hatte. Mit Eifer und jugendlichem Mute ging man an die Neugründung der deutschen Poesie durch die Antike, wobei die französischen Bestrebungen der Plejade den größten Einfluß ausübten. Reinheit der deutschen Sprache, Bervollkommnung der Form nach Art der Italiener und Franzosen, möglichst naher Anschluß an die Dichtungen des Altertums und Verquickung der angestrebten Kunstform mit Elementen aus der Volksdichtung galten als die Leitsterne jener Männer.

Ihr Führer, Julius Wilhelm Zinkgreff, war 1591 zu Heidelberg geboren und hatte sich nach Vollendung seiner juristischen Studien auf Reisen in der Schweiz, Frankreich, England und in den Niederlanden gebildet, ehe er in seiner Vaterstadt Doktor der Rechte ward. Sein Wesen war grunddeutsch, seine Lyrik ist aus dem Volksliede hervorgegangen, durch die Aufnahme neuer Formen aber, wie des Sonetts, des Alexandriners usw. bereichert worden; die klassische Poesie verarbeitete er in freier Weise und „stellte“ zwar seine Vermanung zur Davfferkeit

„nach form und art der Elegien des Griechischen Poeten Tyrtæus“, erfüllte aber sein in Alexandrinern geschriebenes Gedicht mit jenem Mut und Feuer, das in den Heidelberger Truppen, mit denen er als ihr Auditor die Belagerung mitzumachen hatte, und auch sonst in den Soldaten des großen Krieges so oft emporloderte. In diesem Gedichte tritt uns Zinkgref als der eigentliche deutsche Renaissancepoet entgegen; verschiedene Umstände wirkten zusammen, daß seine Art, von echt deutschem Wesen aus durch die antiken Elemente eine Erhöhung der deutschen Poesie zu erzielen, ebensowenig durchdrang als die des höfisch-lyrischen Weckherlin. Über beide trug die viel flachere, aber umfassendere Art Opitzens in der Folgezeit den Sieg davon. In seiner Jugend hatte auch dieser in die Weisen der Heidelberger eingestimmt und es sind seine frischesten Lieder, die er damals gesungen hat. Als Student war er 1619 nach Heidelberg gewandert und bald hatte er die Freunde Zinkgref, Barth, Venator, Hamilton und die älteren Förderer der literarischen Bestrebungen durch seine Geistesbeweglichkeit und Klarheit hinsichtlich des einzuschlagenden Weges für sich gewonnen. Er erfüllte alle mit Selbstbewußtsein, brachte frisches Leben in den Dichterkreis und setzte durch sein formales Talent alle in Erstaunen. Leider machte dem mutigen und emsigen Streben dieses ersten Dichterbundes in unserer Literatur der Krieg ein frühzeitiges Ende. Die Schlacht am Weißen Berge war geschlagen (1620), der Winterkönig flüchtig, der Feind rückte in die Pfalz ein und näherte sich Heidelberg. Die Dichter stoben auseinander; Opitz ging mit seinem Freunde Hamilton in dessen schleswig-holsteinische Heimat, bewahrte aber seiner Studienzeit in Heidelberg stets eine freundliche Erinnerung. Zinkgref sang sein Tyrtæuslied und ward in die Wirren des Krieges hineingerissen. Doch auch zersprengt, blieben die Dichter, die als eine neue Schule sich fühlten, noch eine Zeitlang im Verkehr. 1624 gab Zinkgref in Straßburg, wo er als Dolmetscher bei der französischen Gesandtschaft angestellt war, Opitzens „deutsche Poemata“ heraus, die ihm dieser vor seinem Weggange handschriftlich überlassen hatte. Um aber dem „lieben Teutschen“ zu zeigen, wie auch andere gleichzeitige und ältere Dichter sich bemüht hätten, in einer der Alten und anderer Nationen würdigen Weise zu dichten, und um ein „Muster vund Fürbild“ aufzustellen, wonach er sich in seiner „Teutschen Poeterei hinfüro etlicher massen zu regulieren“ habe, fügte er am Schlusse den „Anhang vnderchiedlicher außgesuchter Gedichten anderer mehr teutschen Poeten“ bei.

Verschieden nach ihrem ästhetischen Wert zeigen alle diese Gedichte mehr oder minder den Charakter der Gelehrtendichtung des siebzehnten Jahrhunderts, wie wir ihn schon geschildert haben, und weisen nur durch den bloß rhythmisierenden Versbau nach rückwärts. Selbst Opitzens Poemata sind noch nicht nach der strengen Versmessung gebaut, mit der er in demselben Jahre, in dem Zinkgrefs Ausgabe erschien, als Lehrmeister der deutschen Dichtkunst auftrat. Da mißfielen ihm die Gedichte seiner Jugend, schon wegen des in einzelnen herrschenden festen Tons, mehr aber noch, weil sie den neuen Regeln seiner Metrik nicht entsprachen. Daher arbeitete er sie nach ihnen um und gab sie 1625 in dieser Gestalt heraus. Fortan ging er seine eignen Wege und löste sich von den Bestrebungen der Dichter des südwestlichen Deutschland, die im Grunde tiefer und poetischer als die seinen waren, ihr Ziel aber nicht erreichten. Zinkgref, durch den Krieg umhergetrieben, begann aus verschiedenen Schriften Anekdoten und Aussprüche geschichtlicher Personen zu sammeln und gab diese bald sehr berühmt gewordene und später durch seinen Schwager Johann Leonhard Weidner vermehrte Sammlung unter dem Titel „Der Teutschen Scharpsinnige Kluge Sprüch Apophtegmata genannt“ in Straßburg (1628) heraus. Er wollte damit etwas liefern, das ähnlichen Büchern der Ausländer an die Seite gestellt werden könnte. 1635 ist er in St. Goar an einer pestartigen Krankheit gestorben.

In den Heidelbergern war zum ersten Male eine literarische Vereinigung für eine bestimmte Richtung der Poesie eingetreten. Außer ihnen und den schon früher genannten Männern gab es noch andere, die frei und unabhängig voneinander, im Stile der deutschen Renaissance dichteten, ehe noch Opitz die Herrschaft angetreten hatte. So hoffte der als Gelehrter und Lateindichter berühmte Leipziger Professor Kaspar Barth (1587—1658) in seinem Gedichte Teutscher Phönix (Frankfurt 1626) gleich Homer, Maro, Orpheus „in die Vers voll Kunst und Weisheit der Blum untödtliche Lieblichkeit auszudrücken“.

In Wirklichkeit aber ist sein in holperigen Alexandrinern abgefaßtes philosophisch-mythologisch-religiöses Gedicht ein Gemisch von Gutem und Geschmacklosem. Verschieden von diesem Gelehrten ist der Kavalier Diederich von dem Werder, der Vertreter der deutschen Renaissance in Hessen unter Moriz I. Geboren 1584 zu Werbershausen, wurde er Page des Herzogs und in dessen Hochschule zu Marburg in den alten und modernen Sprachen wie in den Staatswissenschaften und ritterlichen Künsten gebildet, worauf er als Hofbeamter, Stallmeister, Soldat, Hofmarschall, Diplomat und Botschafter am Hofe zu Kassel diente, dann als Oberst eines Regiments für die Schweden kämpfte, später anhaltischer Staatsbeamter wurde und 1657 auf seinem Gute starb. Als Dichter stand er in reger Beziehung zum Palmenorden, als dessen Mitglied („Der Vielgeförnte“) er Tobias Hübner den Ruhm des ersten von ihm gekannten Alexandrinerdichters zuspricht. In rhythmisierenden Alexandrinern und unter Beibehaltung der Stanzform hat auch Werder noch vor seiner Bekanntschaft mit Opizens Poetik Tassos befreites Jerusalem in freier Weise übersezt und unter dem Titel Gottfried von Bulljon oder das erlösete Jerusalem 1626 veröffentlicht, worauf er einige Jahre später die Verdeutschung der ersten dreißig Gesänge von Ariosts Rasendem Roland folgen ließ. Die Wirkung war gering; die Zeit war eben gelehrt und nüchtern geworden, die Freude an christlichen Sagen des Abendlandes, mochten sie auch in kunstmäßiger Form behandelt sein, geschwunden. Daher konnte auch Werder mit seinen Übersetzungen trotz der in ihnen sich befindenden tiefen Nachempfindung und dem ausdrucksvollen Geiste, der in der Form waltet, nicht mehr durchdringen. Der vernünftige gelehrte französische Geschmack Opizens hatte die romantische Renaissance verdrängt und unter dem Druck des Krieges, der auf den Gemüthern lastete, konnten Ariosts und Tassos freiheitere oder schwärmerisch inbrünstige Ritterphantasien keinen Eindruck mehr machen. Nach einem eigenen wirksamen Stoffe vergeblich suchend, fand er dürftigen Ertrag an der beliebten religiösen Didaktik mit vornehm künstelndem Tändeln der Form und schrieb seinen Krieg und Sieg Christi in 100 Sonetten (1631), von denen jeder Vers mindestens einmal die Worte „Krieg und Sieg“ enthält. Trotz dieser Geschmacklosigkeit ist aus dem getragenen Ton der Darstellung der hochgebildete feine Geist des höfischen Dichters zu erkennen, der auf epischem Gebiete anstrebt, was Weckherlin, sein Geistesverwandter, auf lyrischem zu erreichen suchte, die Vereblung deutscher Poesie durch die Anwendung romantischer Kunstformen. Um dem Zeitgeschmacke zu huldigen, läßt er in seiner Übersetzung von Loredanos geschichtsallegorischem Roman Dianea auch Personen aus dem großen Kriege, unter Schäfernamen verkleidet, auftreten (1644).

Die Renaissancebestrebungen waren aus der Zeitströmung herausgewachsen; daher begegnen wir ihnen vor und neben Opiz nicht bloß in Mittel- und Westdeutschland, sondern auch an der Ost- und Nordsee. So dichtete Heinrich Hudemann, Pastor in Wevelsleth in Stormarn (gest. vor 1629), außer lateinischen Oden und anacreontischen Liedern auch deutsche Sonette in Alexandrinern, die, zwar noch nach der alten Betonung gebaut, doch in feinem Tone dahinfließen und des Dichters poetische Anschauung zeigen. Sein Landsmann, der Schleswig-Holsteiner Zacharias Lund (gest. 1667), der als Begleiter junger Adelige weit herumgekommen ist, hat aus anderen Sprachen, besonders aus dem Französischen, viel entlehnt und in seinen Sinngebüchten große Geschicklichkeit entfaltet. Als guter Beobachter verstand er für seine Apophthegmata mehr Stoff aus den täglichen Gesprächen als aus Büchern zu schöpfen. Im Nordosten zeigt sich Johann Flavius nicht bloß mit den modernen Versformen vertraut, sondern versuchte sich auch in freien metrischen Formen. Aus seinen Trauer- und Treuegedichten (Danzig 1636) spricht nicht minder wahre Empfindung wie aus den Liedern, die er, wie Opiz, nach französischen Melodien gefungen hat.

Die Reihe der Voropizianer möge Ernst Schwabe von der Heyde beschließen, der in Frankfurt a. d. Oder tätig war und 1616 ein Büchlein drucken ließ, das aber bald so selten wurde, daß sich Zinkgraf 1624 vergeblich danach umgetan hatte. Was von seinen Gedichten Opiz in seinem Aristarch bringt, ist das einzige, was wir von ihm besitzen. Danach scheint es, daß er mit deutlicherem Bewußtsein als alle seine Vorgänger bei der Nachbildung einiger französischer Versmaße das deutsche Betonungsgefehl anwandte und dadurch Opizens metrischen Gesetzen am nächsten gekommen ist.

Einen ihrer vorzüglichsten Stütz- und Anhaltspunkte fand die deutsche Renaissancegedichtung in ihrer Entstehung und weiteren Entwicklung in den sogenannten Sprachgesellschaften. Es waren dies Vereine, die an verschiedenen Orten, zuerst von einigen Fürsten und Adligen, dann von einzelnen angesehenen Dichtern gegründet, alle den gemeinsamen Zweck hatten, die deutsche Sprache vor dem Eindringen fremdartiger Elemente zu bewahren, sie innerlich zu verbessern und ihr Ansehen nach außen zu heben und die deutsche Literatur, vorzüglich die poetische, in jeder Weise zu fördern. Der Entstehung nach die erste, durch den Rang und Ruhm ihrer Stifter und Mitglieder die vornehmste und angesehenste, durch den Einfluß, den sie auf die deutsche Literatur und auf die äußere Einrichtung der übrigen Gesellschaften dieser Art ausübte, weitaus die wichtigste war die fruchtbringende oder der Palmenorden, der nach dem Vorbilde der florentinischen Accademia della Crusca gegründet wurde. Es war dies einer der in Italien bereits im vierzehnten Jahrhundert bestehenden Gelehrtenvereine, die besonders zur Zeit des Humanismus unter der Gunst der Fürsten blühten, sich ursprünglich mit der alten Philosophie, vorzugsweise der platonischen, beschäftigten, dann überhaupt mit der Erforschung des Altertums sich abgaben und, seit dem lateinischen und italienischen Dichter Sannazaro (gest. 1530

in Neapel) durch eigene Schöpfungen veranlaßt, auch den Landessprachen ihre Aufmerksamkeit zuwandten, um sie wissenschaftlich zu behandeln, von ihren Fehlern und Mängeln zu säubern und diese Verbesserung, wenn möglich, durch Erzeugnisse in gebundener und ungebundener Rede durchzuführen. Eine Eigentümlichkeit dieser Akademien war es, daß die Mitglieder besondere Namen führten und sich Sinnbilder zulegte. So hat sich die Accademia della Crusca nach der Akeie benannt, weil sie alles, was nicht gut toskanisch war, auszumerzen suchte. Fürst Ludwig von Anhalt, der auf seiner italienischen Reise von ihr als Mitglied aufgenommen war (1609), hatte den Namen *Accesso* (der Entzündete), als „Gemälde“ eine brennende Stoppel und als Motto Petrarca's Vers: „Im Brennen mahnte mich's an mein Heil“ erhalten.

Die Bestrebungen der italienischen Akademien, durch den antiken Geist die heimische Sitte und Sprache zu veredeln, begeisterten den jungen Fürsten (geb. 1579 zu Dessau), der von Natur aus weder an den tollen Vergnügungen seiner Standesgenossen noch an der Kriegslust und dem Tatendrang seiner Brüder Freude hatte, dafür aber in wissenschaftlicher Tätigkeit Anregung für seinen Geist und sein Gemüt suchte. Im Gegensatz nun zu dem Auslande sah er, wie in seinem „von un deutschen Deutschen“ unterwühlten Vaterlande das Fremdwesen sich breit machte und durch den Einfluß des Pfälzers Friedrich IV. mit dem Fürsten Christian, ehemaligem Statthalter der Oberpfalz, französische Sitte und Sprache auch in Anhalt eingedrungen waren. Damit nicht einverstanden, suchte Ludwig, wo er nur konnte, seinen deutschen Sinn und seine Liebe zur deutschen Heimat zu betätigen. Als daher am 24. August 1617 nach der Beisezung seiner verunglückten Schwester, der Herzogin Dorothea Maria von Sachsen, auf dem weimarischen Schlosse Hornstein im Kreise von Verwandten, anderen Fürstlichkeiten und hohen Würdenträgern die Rede auf das zunehmende „alamodische“ Treiben des deutschen Volkes kam, wies Ludwig auf die vaterländischen Bestrebungen der italienischen Akademien hin. Der Gedanke wurde von dem weimarischen Geheimrat und Hofmarschall Kaspar von Teutleben, der sie auf seinen Reisen als Begleiter des Prinzen Johann Ernst d. J. gesehen hatte, sofort aufgenommen und man gründete auf seinen Vorschlag eine ähnliche Gesellschaft in der ausdrücklichen Absicht, durch die Wirksamkeit der Mitglieder vaterländische Sitte und Zucht und deutsches Wesen überhaupt zu wahren, insbesondere aber „die hochgeehrte Muttersprache in ihrem gründlichen Wesen und rechten Verstande, ohn Einmischung fremder ausländischer Flichwörter, sowohl in Reden, Schreiben, Getichten, außs allerzier- und deutlichste zu erhalten und auszuüben“. Zur äußeren Versinnlichung dieses Strebens nannte sich die Gesellschaft die fruchtbringende, „damit ein jeder Gesellschafter überall Frucht zu schaffen äußerst beflissen sein solle“, und wählte den in allen seinen Teilen nützlichen „Indianischen Palmen- oder Nußbaum“ zum „Gemälde“, von dem sie auch den Wahlspruch „Alles zu Nutzen“ ableitete.

Diese erste Sprachgesellschaft hieß später auch die „Deutsche“ wegen des Anflanges von *germana* (deutsch) und *germinans* (sprossend) und in dieser Beziehung nannte sie Neumark, der „Erzschreinhalter“ (Archivar) und Verfasser der Ordensgeschichte, auch den „Neu-Sprossenden Palmbaum“. Zum Oberhaupt des Bundes wurde als der „Verheber solches Vortrags“ Teutleben gewählt und als Titularoberhaupt bis zu seinem Tode (1629) geehrt, obshon ihm seine Verhältnisse nicht gestatteten, sich sonderlich viel um die Stiftung zu kümmern und Ludwig von Anhalt schon lange als der eigentliche „Stifter und anfänger“ angesehen ward, ehe er noch den Namen eines Leiters der Stiftung führte. Sein Nachfolger, Wilhelm IV. von Sachsen-Weimar (1651—1662), verlegte den Sitz des Bundes von Köthen nach Weimar und das erst nach längerer Zwischenzeit gewählte dritte Oberhaupt, Herzog August von Sachsen (1667—1680), nach Halle, worauf er langsam einging, nachdem er während der ganzen Zeit seines Bestandes etwa 890 Mitglieder umfaßt hatte. Anfangs wurden in die Gesellschaft nur Fürsten und Adelige aufgenommen, später auch Gelehrte und Dichter aus dem bürgerlichen Stande, da der Fürst Ludwig erklärt hatte, daß „von wegen der freyen künste wissenschaft die gelehrten, auch edel, sowol als die erfarnen in waffen gehalten werden können, so doch die jeder am meisten führen müßten, nicht möchten ausgeschlossen sein“. Bald erachteten es diese als einen Vorzug, dem Kreise anzugehören, und suchten durch die Vermittlung eines hohen die Aufnahme zu erhalten. Mancher, wie z. B. der Breslauer Konrektor Christoph Köler (Colerus), ein Freund und der Biograph Opizens, hat sie nie erlangt und dieser selbst wurde erst 1629, vier Jahre nach seiner ersten Annäherung, in die Gesellschaft eingereicht.

Die Aufnahme (Einnehmung) in die Gesellschaft erfolgte unter allerlei Förmlichkeiten. Nach der „Einweihung“ wurde der Kandidat einer Prüfung unterzogen, wobei er bezeugen mußte, daß er „für

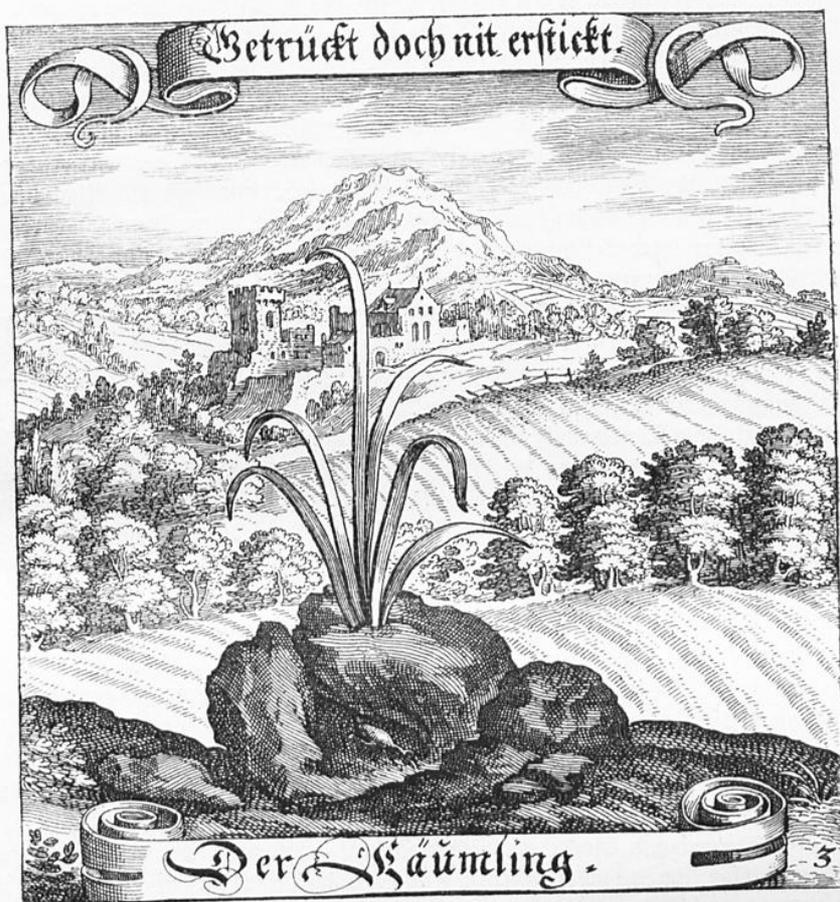
der einmischung fremder wörter in der Deutschen Muttersprache einen rechten abscheu tregt"; hierauf wurde zur „glückwünschung“ dem Neuling „mit bekanter gebühr von jedem Gesellschafters das einnehmungsglas zugetrunken“, was von ihm pflichtmäßig jedesmal beantwortet werden mußte. Endlich erhielt der so Aufgenommene noch seine äußeren Kenn- und Abzeichen, das Gemälde, Namen und Wort. Das „Gemälde“ oder „Bild“ wurde in Anlehnung an den Namen der „fruchtbringenden“ immer dem Pflanzenreiche entnommen, wobei dem Fürsten Ludwig, einem großen Freunde der Natur, seine auf den Reisen gewonnene Pflanzenkenntnis sehr zu statten kam. Mit Beziehung auf das „Gemälde“ wurde dann der Gesellschaftsname gebildet. So wählte Teutleben zum Gemälde den Weizen, der aus einem Sack in den Mahlkasten geschüttet wird, und nannte sich „Der Mahltreiche“; Fürst Ludwig entschied sich für das Bild eines nahrhaften Weizenbrotes und legte sich den für seine Tätigkeit im Orden bezeichnenden Namen „Der Nährende“ bei. Auch sonst wurde ein solcher Zusammenhang zwischen dem Namen und Wesen oder auch den Werken des Trägers gesucht. Da nannte sich Johann Ernst von Weimar, um sein kühnes Aufstreben aus dem Drucke der politischen Verhältnisse zu versinnbilden, „den Räumling“ (Reimling) und wählte als Gemälde „das Korn, so aus dem Erdenloß säume“. (Abb. S. 477.)

Opitz, der von Kaiser Ferdinand II. zum Poeten gekrönt war, hatte den Namen „Der Gefrönte“ und zum Gemälde einen Lorbeerkranz bekommen. Dem frommen Lieberdichter Johann Rist gab man zum Gemälde „das heilige Holz, zu Harzen und Pfaltern oder dergleichen Seitenpielen dienlich“ und er wurde mit Hinweis auf seinen Familiennamen „Der Rüstige“ genannt. Im Hinblick auf seine „Gesprächspiele“ hieß Harsdörffer „Der Spielende“ und auch die Namen Schottels („Der Suchende“), Zesens („Der Wohlsehende“), des Satirikers Logau („Der Berkleinernde“) und Moscherohs („Der Träumende“), Homburgs („Der Reusche“, mit Beziehung auf seine Übersetzung von „Josefs Selbststreit“ aus dem Niederländischen), Gottfried Zamehls („Der Ronde“, wegen seiner Ringelgedichte) und anderer stehen mit ihrer schriftstellerischen Tätigkeit im Zusammenhang. Mit dem Namen und dem Gemälde erhielt jeder Gesellschafters das „Wort“, einen Sinnspruch, der zu jenen beiden Abzeichen paßte, und außerdem eine alle drei umfassende und erläuternde Strophe, das „Reimgesetz“, das aus acht Alexandrinern bestand, die ursprünglich paarweise gereimt waren, 1640 aber vom Fürsten Ludwig unter Mithilfe Diederichs von Werder in „gesprenkte“ umgearbeitet wurden.

Des Fürsten Ludwig „Wort“ lautete „Nichts Besseres“, das Johannes Ernst d. J. „Getrückt, doch mit erstickt“. Das Gemälde jedes Gesellschafters wurde auf eine Münze geprägt, deren andere Seite den Palmbaum, Namen und Wahlspruch der Gesellschaft zeigte. Diesen „Gesellschafts-“ oder „Gedächtnispfennig“ pflegte man an einem sittichgrünen Bande wie einen Orden zu tragen. Nach der Aufnahme feierlichkeit wurde dem Gesellschafters die „Befestigung seiner Einnehmung unter der Gesellschaft Ingefiel“ oder, wie es später hieß, das „Aufnahme-Diploma“ zugestellt, an dem das Gesellschaftsfiel in einer großen Kapsel hing. Das neue Mitglied bewies der Gesellschaft seinen Dank durch die Überendung eines Dankschreibens und seiner bisherigen Schriften, von denen je ein Exemplar im „Erzhofreim“ (Archiv) aufbewahrt wurde. Dessen Verwaltung besorgte seit 1653 Georg Neumart, von da an die Seele des Bundes. Seine Mitglieder wurden in das Stammbuch eingetragen, und zwar das Gemälde, über ihm das Wort, unter ihm der Gesellschaftsname, das Reimgesetz, das Jahr des Eintritts und die Anfangsbuchstaben des Geschlechtsnamens.

Die Gesellschafters waren verpflichtet, im mündlichen und schriftlichen Verkehr, soweit es möglich war, sich der unvermengten deutschen Sprache zu bedienen. Um aber die „uralte deutsche Heldensprache“ auch in weiteren Kreisen wieder zu Ansehen zu bringen, mußten sie mit Dichtungen in deutscher Sprache vor sie hintreten. Und bald entstand ein reger Wettstreit in der Erzeugung von Gedichten; doch steht mit der Menge, die „zur auffnehmung und erweiterung unserer Deutschen land- und Muttersprache“ verfaßt wurden, ihre Trefflichkeit nicht im Verhältnisse. Der patriotische Eifer, der den Adel trieb, konnte eine wirklich dichterische Anlage nicht ersetzen und die Gelehrten, bisher nur geübt in der Verfertigung lateinischer Poemata, lieferten nach diesen Mustern wohl tadellose Arbeiten, aber keine Dichtwerke von wirklichem Werte. Doch gab es ein Gebiet, auf dem selbst minder Begabte als Dichter sich mit Erfolg betätigen konnten, die Übersetzung und Bearbeitung ausländischer Schriften. Es war dies freilich nichts Neues; aber während die Übersetzer früherer Jahrhunderte bloß den Zweck verfolgten, dem Volke Unterhaltungsstoff zu liefern, verdeutschten die Fruchtbringenden ausländische Bücher früh's erste zur eigenen Schulung, dann aber auch, um den Lesern zu zeigen, daß die deutsche Sprache auch ohne fremdes Beiwerk zur Darstellung von Stoffen der verschiedensten Art geeignet sei. Hierin stimmten sie auch mit Leibniz überein, der in seinen „Unvorgreiflichen Gedanken“ den rechten Proberstein des Überflusses oder Mangels einer Sprache im Übersetzen guter Bücher aus anderen Sprachen findet. „Denn da zeigt sich, was fehlt, oder was vorhanden; daher haben die Herren Fruchtbringenden und ihre Nachfolger wohl getan, daß sie einige Übersetzungen vorgenommen, wiewohl nicht allemahl das Beste ausgewehlet worden.“

Der Palmenorden wollte in erster Linie nicht, wie spätere Vereinigungen, eine Dichter-, sondern eine Sprachgesellschaft mit mehr wissenschaftlichem Hintergrunde sein. Daher wandte er



**B**as Körnlein zugedeckt mit erde/drunter säumt/  
 Vom klofse wird es zwar gedruckt/doch nicht ersticket/  
 Ja/es durchboret ihn/ und weg die schwere räumt:  
 Der Name Käumling nun auff mich sehr wol sich schicket/  
 Das Körnlein/wan es gut/zu kommen raus nicht säumt:  
 Ein edel Herk gedruckt sich aufricht und erquicket/  
 Ja wird es schon geprest/doch unterdruckt nicht bleibt/  
 Mit nuken sich zur ehr und tugend höher treibt.  
 J. E. D. J. h. B. S. W.

A üj

1617.

Wort, Gemälde, Gesellschaftsname und Heimgesetz Johannes Ernst d. J., Herzogs zu  
 Sachsen-Weimar, dritten Mitbegründers (A III.) des Palmenordens. (Aus dem  
 Stammbuche der Gesellschaft von 1629.)

seine besondere Sorgfalt der Regelung der Sprachlehre und der Rechtschreibung wie der Aus-  
 merzung der Fremdwörter zu. Über den rührenden Fleiß, den die Fruchtbringenden dabei auf-  
 wandten, geben uns die meistens lateinisch abgefaßten Briefe Aufschluß, die sie untereinander  
 wechselten. Im Mittelpunkte dieser Bestrebungen sehen wir den Fürsten Ludwig. Er stand mit

den bedeutendsten Grammatikern und Philologen, wie mit Christian Queinz (gest. 1650 als Rektor des Gymnasiums in Halle), August Buchner (gest. 1661 als Universitätsprofessor in Wittenberg) und Justus Georg Schottelius (geb. 1612 zu Einbeck im Hannöverschen, Erzieher am Hofe zu Braunschweig, gest. 1676 als Hofkonsistorialrat in Wolfenbüttel) bereits in Verbindung, ehe sie noch dem Palmenorden beitraten. Freilich sind diese Männer, da ihnen mit der notwendigen Vorbildung auch die literarischen Hilfsmittel fehlten, oft Irrwege gewandelt, die sie von dem Ziele, der Abfassung einer allen deutschen Schriftstellern als Richtschnur dienenden Sprachlehre und Rechtschreibung, weit abführten, doch ihre „guten Bemühungen“ müssen anerkannt werden, einzelne ihrer Leistungen sind auch heute noch aller Beachtung wert. So schufen Schottels Arbeiten und vorzugsweise sein Hauptwerk Ausführliche Arbeit von der deutschen Hauptsprache (Braunschweig 1663), worin er die Ergebnisse aller seiner früheren Untersuchungen und Theorien über deutsche Sprache, Poetik und Metrik zusammenfaßte, den Boden für Leibnizens Vorschläge zur Verbesserung der deutschen Sprache und gaben bedeutsame von anderen aufgegriffene Anregungen für eine Wissenschaft der deutschen Sprache. Daher ist dieses Buch, ein stolzes Denkmal deutscher Gelehrtenarbeit, in der Geschichte der deutschen Philologie von nicht zu unterschätzender Bedeutung. Seines Verfassers Bemühen aber, dem Ganzen zu dienen, sein Forschungstrieb, sein weitausblickender Geist, seine treue, oft naive Freude an der Muttersprache, und sein Streben, sie dem Volke lieb und wert zu machen, haben ihm schon zu Lebzeiten freudige Anerkennung verschafft, die Harßdörffer in das aus Schottelius' Namen gebildete Paragramma Varro Teutonicus, vindex linguae fleidete.

Schottel hat in dem Gedichte Der nunmehr hinsterbenden Nymphen Germania elendeſte Todesklage (1640) den Jammer und das Elend des verödeten und verheerten Vaterlandes und den „Spanisch=Welsch=Fransch=Teutschen Sinn“ seiner Zeitgenossen geschildert und mit wirkungsvollen patriotischen Strafreden gegeißelt. Jenen „Sinn“ der Zeit müssen wir vor Augen haben, wollen wir die Wirksamkeit des Palmenordens geziemend würdigen. Er arbeitete der Abkehr der höheren Stände von deutscher Art und Sitte entgegen, bekämpfte die bei dem Einflusse der französischen Diplomatie zunehmende Sprachmengerei und bildete, während der Krieg die Gelehrten und Dichter aus ihrer Heimat zerstreute, eine geistige Einheit, einen Hort und Sammelplatz für die verschiedenen Kräfte. Ohne Rücksicht auf das sonst trennende religiöse Bekenntnis umschlang ein einigendes Band Fürsten, Adelige und Bürgerliche, Gelehrte und Dichter zu gemeinsamem vaterländischem Streben, und wenn auch nicht jeder der Herzoge und Fürsten, Geheimräte und Hofobersten literarisch tätig war, so haben sie doch durch den Glanz ihres Namens und ihres Ansehens den Werken der Dichter in ihren Kreisen Eingang verschafft und so die deutsche Dichtung selbst gefördert. Dieser kam vor allem zu gute, was die Fruchtbringenden durch ihre wissenschaftlichen Studien errangen. Ihnen gebührt das Verdienst, nach langer Zeit wieder eine reine, deutsche Sprache für die Dichtung geschaffen und die Bildung einer allgemein gültigen Literatursprache wesentlich gefördert zu haben, insofern sie durch die an ihren Hauptstüben entstandenen Schriften und durch den Einfluß auf die von ihnen begünstigten Dichter der ober-sächsischen Mundart das Übergewicht aufs neue sicherten, das ihr schon Luther auf einige Zeit gewonnen hatte. Den Versuchen aber, auch eine von Fremdwörtern freie Prosa zu schaffen, stellten sich noch unüberwindbare Hindernisse entgegen und daher herrschte hier noch immer die Mischsprache, wenn sie nicht durch das Lateinische ersetzt wurde. Durch „Handbietung der Lateinischen Sprache“ sicherte man seinen Werken auch eine größere Verbreitung, nicht nur im Auslande, sondern auch in Deutschland, da „einem Ungeübten solche Teutsche Kunstwörter oder termini artis etwa unvernehmlich kommen und erst erlernt werden müssen“.

Zu „reiner Erbauung unserer währten Muttersprache“ stifteten 1633 nach dem Vorbilde des Palmenordens Johann Matthias Schenuber und Esaias Kompler von Löwenhalt in Straßburg die Aufrichtige Gesellschaft von der Tannen, die auch Weckherlin zu ihren Mitgliedern zählte. Da sie nur kurze Zeit bestand und sich bloß auf die nächste Um-

gebung des Stiftungsortes beschränkt zu haben scheint, ist sie ohne Einfluß auf die Literatur geblieben. Einer weiteren Verbreitung erfreute sich die 1643 zu Hamburg durch Philipp von Zesen (den „Färtigen“) und zwei seiner Freunde, Dietrich Peterson (den „Verharrenden“) aus Hamburg und Johann Christoph von Liebenau (den „Ämfigen“) aus Preußen gestiftete Deutschgesinnte Genossenschaft, die, bis 1678 aus der „Rosenzunft“ allein bestehend, später durch die Lilienzunft, dann durch die Nägelezunft und zuletzt durch die Rautenzunft vergrößert wurde, von denen jede wieder in bestimmte Zunftstöße zerfiel. Etwa anderthalbhundert Genossen zählend, darunter auch Frauen, und bis 1708 nachweisbar, rief sie durch ihren zwar wohlgemeinten, aber irreführenden Eifer für die Reinigung der Muttersprache von allen Verwelschungen oder fremd klingenden Wörtern, mochten sie auch noch so eingebürgert sein, wie für die Einführung einer eigenartigen, im Grunde willkürlichen Rechtschreibung bei den einen Entrüstung, bei den anderen lautes Gelächter hervor.

Der gelehrte Sprachreifer der Zeit war damals eben groß und ließ Neuerungen nicht unbeachtet, selbst wenn sie, wie die Zesens, des Dürstigen und in den Niederlanden umhergetriebenen Literaten, wunderlich und geschmacklos klangen. Seiner Anlage nach eine dichterische Natur, verfiel er gleich zu Beginn seiner Schriftstellerei dem Wahne, ein Gelehrter, und zwar ein Sprachgelehrter zu sein. Doch fehlte ihm dazu die wissenschaftliche Grundlage und seine reiche Phantasie konnte sie ihm nicht ersetzen. Von ihr allein getragen, entbehrten seine sprachlichen Vorschläge des Kernes und konnten daher ebensowenig wie später Klopstocks schrullenhafte Deutschtümelei durchgreifenden Erfolg erzielen. Trotz der Versicherung auf dem Titel seines Rosenmänd (1651) hat er mit seiner Sprachlehre den „Wunderschacht zum unerfesslichen Stein der Weisen“ nicht eröffnet. Doch nützte er bei allen Verkehrtheiten der Prosa, in der man sich dem Klaunderwelschen ungestörter überließ, durch die Bekämpfung der Fremdwörter und gab auch mancherlei Anstoß zu wirklich trefflichen Wortbildungen, von denen er eine Reihe auch durchsetzte. So hat er die Worte: Lehrbegriff, Sinngedicht, Wechselgesang, Wortgepränge, Staatsmann, Heerschau, Luftwandeln usw. in die deutsche Sprache eingeführt.

Sonderbar aber mußten der ganz in der alten Mythologie lebenden Zeit die Umdeutschungen der Götternamen erscheinen, die er in seiner „Rosenmunde“ „rächt deutsch“ hat „gäben wollen“ und in einer Nachschrift dem „Läser“, weil er sie „nicht so bald verstehen könt“, erklärt. Da heißt Pallas Kluginne oder Blatinne (caesia virgo); Diana Weidinne, Jagdinne; Mars Heldreich; Vulcanus Gluthfang; Venus Lustinne, Libinne, Lachmund oder Schauminne; Cupido Liebreiz oder Lustkind; Juno Himmelinne; Neptunus Schwümmahrt oder Wasserreich; Actäon Weidmann. Von anderen Verdeutschungen und Umschreibungen seien angeführt: Papst Grobserzwater; status monarchicus, der einhäutige Stand oder Beherrschung; Minute Zeitblick; natura Zeugmutter, Ahrt, Eigenschaft; Teppiche Prumfrücher; Lieutenant Walthauptmann; masque Mumgesichte; pistohl Reitpuffer; Cabinet Beizimmer; Fänster Tageleuchter; Romeranze Goldansel; Opfer Schlachtgabe; Altar Gottestisch; Nieber Zitterfucht oder Wechselweh usw. Viele seiner Neuwörter (Veshorn für Nase, Schauglas für Spiegel) hat er nur scherzweise gebraucht; das hinderte aber seine Gegner nicht, ihn darob zu verhöhnen, und überdies setzte man auch noch die Erfindungen der Nachahmer auf seine Rechnung. Ubrigens forderte er schon mit der Behandlung seines Namens den Spott heraus; er nennt sich nicht nur wie sein Vater Caesius oder Coesius (blau), sondern auch „Zesa“, „Zesen“ und mit Uebertragung auch des Vornamens (Philipp) „der blaue Ritter“, „Ritterhold von Blauen“, „Marhold“, auch „von Fürstenau“ mit Verdeutschung des Namens seiner Heimat (Priorau). Trotz allem Spotte über diesen Purismus erhielt sich die „Genossenschaft“ bis in das folgende Jahrhundert und lebte in Radlofs „Trefflichkeiten“ (1811) und in Wolkes „Anleit zur deutschen Gesamtsprach“ (1812) wieder auf.

Die phantastische Neuerungsucht Zesens vertrug sich nicht mit den wissenschaftlichen Bestrebungen der fruchtbringenden Gesellschaft, der er als „Der Wohlsehende“ angehörte, und wir begreifen, daß ihn Fürst Ludwig verwarnte, seine sprachreinigenden Schriften unter dem Namen der Gesellschaft herauszugeben. Deren Mitglied war auch Georg Philipp Harsdörffer, der im Verein mit Johann Klaj 1644 zu Nürnberg die Gesellschaft der Schäfer an der Pegnitz, auch der gekrönte Blumenorden an der Pegnitz genannt, stiftete, die während des siebzehnten Jahrhunderts sich neben der fruchtbringenden des größten Ansehens erfreute, hundert Jahre nach ihrer Gründung durch ihr Mitglied Amarantes, den Nürnberger Professor und Prediger Herdegen, die „Historische Nachricht von des löblichen Hirten- und Blumenordens an der Pegnitz Anfang und Fortgang“ herausgab (Beilage 76), 1894 ihren 250jährigen Bestand durch die Veröffentlichung der Lebensbeschreibungen ihres Gründers Harsdörffer, wie ihres Neugründers und bedeutendsten Dichters, Siegmund von Birken, festlich beging und als die einzige von allen alten Sprachgesellschaften, wiewohl in einer von der ursprünglichen ganz verschiedenen Gestalt, heute noch besteht. „Zu Gottes Ehre, zur Tugendlehre und deutscher Sprache und Dichtkunst Ausübung und Vermehrung“ vielleicht in Erinnerung an die alte

Münchener Humanistenschule und unter dem Einflusse der modischen Schäferdichtung gegründet, war die Gesellschaft mehr ein Dichter- als Sprachverein und soll daher in anderem Zusammenhange ihre Würdigung erfahren. Hier sei nur noch bemerkt, daß schon die Sage von der Gründung schäferlich ausgeschmückt ist, Sidneys Schäferroman „Arcadia“ den Mitgliedern zunächst ihre Dichter- und Schäfernamen gegeben hat und daß seit 1646 auch „Hirtinnen“ in den Verein aufgenommen wurden. Die Pansflöte war dessen Sinnbild; der Sinnpruch lautete: „Mit Nutzen erfreulich,“ später: „Alle zu einem Ton einstimmend.“ Von den Mitgliedern, deren jedes eine auf ein weißes Seidenband gestickte Blume als Geschenk erhielt, hieß Harssdörffer „Strephon“, Birken „Floridan“, Omeis „Damon“. Wie der pegnesische Blumenorden sollte auch der um 1656 zu Wedel im Holsteinischen von Johann Rist gegründete Elbschwänenorden einen „Pflanzgarten“ für die fruchtbringende Gesellschaft bilden. Nur bis zum Tode seines Stifters (1667) bestehend, trat er mit Sprachverbesserungen hervor, die an Wunderlichkeit Zesens Vorschläge noch übertrafen, und entfaltete seine Hauptwirksamkeit in der wechselseitigen Förderung seiner Schäfernamen führenden Mitglieder bei dichterischen und anderweitigen literarischen Arbeiten.

Zwar wurden auch später noch Versuche gemacht, neue Genossenschaften für Sprache und Poesie nach dem Vorbilde der älteren zu gründen, aber sie kamen nicht zustande. An die Stelle jener traten gegen Ende des siebzehnten und zu Beginn des achtzehnten Jahrhunderts die deutschen Gesellschaften, die mit den alten nur darin zusammentrafen, daß sie Einigungspunkte für poetische und sprachliche Bestrebungen abgaben, sonst aber in viel freierer Weise gebildet waren und ihren Ausgang von einer Universität nahmen. Von diesen war die erste 1697 zu Leipzig durch eine Anzahl junger Männer in der Absicht gestiftet, in regelmäßigen Zusammenkünften ihre dichterischen Versuche mitzuteilen und sich durch gegenseitige Beurteilung in ihren Bestrebungen zu fördern. Nach dem Beispiele der Leipziger bildeten sich dann bis 1746 allmählich die deutschen Gesellschaften an anderen Universitäten, von denen jedoch keine für die Entwicklung der deutschen Literatur von besonderer Wichtigkeit geworden ist.

## 2. Martin Opitz und seine Nachahmer.

(Sogenannte Erste schlesische Schule.)

Unter allen Dichtern, die im ersten Viertel des siebzehnten Jahrhunderts entweder von einander unabhängig oder vereint zu Gesellschaften eine Bereicherung der deutschen Dichtung anstrebten, hat keiner das Notwendige und Erreichbare mit so praktischem Sinn erkannt wie der Schlesier Martin Opitz. (Abb. S. 483.) Er wußte, was er wollte, und war von seiner Aufgabe erfüllt, daher seine große Wirkung. Früh angeregt durch gelehrte Verwandte, ein heller Kopf, leicht fassend, nicht tief, aber frisch empfindend, mehr Gelehrter als Poet, soweit nicht ein ungewöhnliches Formtalent ihn hob und von seinem poetischen Beruf überzeugte, zwar mit wenig Phantasie begabt und oft nüchtern in der Auffassung und Darstellung, aber ausgestattet mit einer alles leicht und übersichtlich gestaltenden Kraft, mehr Nachahmer und Übersetzer als schöpferisch tätig, hat er mit seinem Spürsinn im Osten und Westen die seiner Zeit als die wichtigsten erscheinenden Bestrebungen erkannt, zusammengefaßt und ihnen seinen Namen gegeben. So wurde er der Metriker und Klassiker der deutschen Renaissancezeit seines Jahrhunderts, der Verstandespoet und Didaktiker, der das Verlangen seiner nach sicheren Formen und neuen Dichtarten mühselig ringenden Zeitgenossen reichlich stillte. Dazu kam, daß er auch persönlich die Würde des Dichters durch kluge Benutzung der schwierigen Zeitverhältnisse zu wahren und zu heben suchte und mit merkwürdigem Geschick die hohen Herren der fürstlichen und adeligen Kreise wie die Gelehrten und Poeten an den Universitäten für seine Neugesaltung der Dichtung zu begeistern oder doch sich geneigt zu machen wußte. Als Reformator der deutschen Poesie hatte er sich als zwanzigjähriger Student in seinem „Krisstard“ der Welt angekündigt, und wenige Jahre darauf erfreute er sich eines Ruhmes, den er wohl selbst nie zu hoffen wagte. Er ward als der „Fürst